

Bücherbesprechungen = Comptes rendus

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen
Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société
Suisse-Asie**

Band (Jahr): **31 (1977)**

Heft 1

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BUCHBESPRECHUNGEN – COMPTES RENDUS

Ernst Herzfeld, *The Persian Empire*. Studies in geography and ethnography of the ancient near east. Edited from the posthumous papers by Gerold Walser. XXIII, 392 S. 1 Karte. Wiesbaden, Franz Steiner, 1968.

Ernst Herzfeld, einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der vorderasiatischen Archäologie, hatte 1947 das Manuskript des hier anzuzeigenden Buches dem Institut Français d'Archéologie Orientale in Kairo übergeben, in dessen Reihe 'Mémoires' es erscheinen sollte. Als er im Jahre darauf in Basel starb, wurde der Druck unterbrochen, und bei den Suez-Unruhen des Jahres 1956 ging auch das Manuskript verloren. 1965 kam es wieder zum Vorschein. Nach reiflicher Diskussion mit fachkundigen Kollegen übernahm G. Walser die Publikation.

Bei dem Werk handelt es sich, was der eigentliche Titel nicht zum Ausdruck bringt, um Untersuchungen zur Geographie und zur Ethnographie des gesamten Alten Orients (Mesopotamien, die im Osten direkt angrenzenden Gebiete Irans [von Azerbaijan über Hamadan bis nach Elam], Syrien, Kleinasien). Sie zeugen von einer stupenden Kenntnis der archäologischen und topographischen Fakten sowie von einer bewundernswerten Vertrautheit mit den schriftlichen Quellen, von den keilschriftlichen über die klassischen bis zu den mitteliranischen und den islamischen Texten.

Der Aufbau des Ganzen ist stark assoziativ. Am Anfang steht ein Kapitel über die Pferdezucht im Alten Orient. Bei deren Behandlung werden naturgemäss geographische und ethnographische Fragen angeschnitten. Diese werden dann in den folgenden Kapiteln erörtert, und da jedes Problem mit zahlreichen andern verknüpft ist, weitet sich der Kreis immer mehr, bis schliesslich die Diskussion der persischen Satrapienverzeichnisse eine Art Zusammenfassung und Abschluss bringt. Es versteht sich von selbst, dass auf diese Weise ein buntes und reichhaltiges Opus entstanden ist, das Historie und historische Soziologie einschliesst. In einem weiten Umfang werden auch philologische Einzeluntersuchungen vorgelegt. Es dürfte im Rahmen einer Anzeige, wie sie hier möglich ist, sinnlos sein, auf Einzelheiten einzugehen. Wäre die sachliche Richtigkeit zu beurteilen, so liesse sich wohl kaum ein Rezensent finden, der jeder Seite gewachsen wäre. Man wird ohne Übertreibung sagen können, dass angesichts der Fülle, die hier geboten wird, jeder, der auf einem der berührten Gebiete arbeitet, das Werk berücksichtigen muss. Kein Zweifel, dass die posthume Edition durchaus gerechtfertigt ist.

Freilich müssen dieser Empfehlung sogleich Vorbehalte angeschlossen werden. Sie kommen teilweise auch in der Vorrede von G. Walser zum Ausdruck. Einmal war Herzfeld seiner Ausbildung nach Architekt und nicht

Sprachwissenschaftler oder Philologe. Vieles, was er an linguistischen Erklärungen anführt, ist deshalb fragwürdig oder unhaltbar. Ausserdem ist das Werk seit dem Abschluss des Manuskripts ein Vierteljahrhundert alt geworden. Das bedeutet, dass vieles durch das Fortschreiten der Wissenschaft überholt ist, denn gerade in der Altorientalistik sind seit dem Zweiten Weltkrieg unsere Kenntnisse gewaltig erweitert und vertieft worden. In dieser Hinsicht hat W. Nagel zwar einen gewissen Ausgleich geschaffen, indem er zu einzelnen Problemen Literaturangaben aus der Forschung seit 1947 zusammengestellt hat. Verständlicherweise sind diese aber nicht vollständig, weder was die Probleme noch was die Literatur betrifft. Manche der vorgetragenen Ansichten Herzfelds sind auch subjektiv und entsprachen schon zu seiner Zeit nicht allgemeiner Auffassung, manches ist nachweisbar unrichtig. Mehr bedauern wird man, dass die sachlichen Angaben, v.a. die Textzitate, nicht in jeder Hinsicht zuverlässig sind. Nach den Erfahrungen des Rezensenten muss man jede Einzelheit nachprüfen.

Dem Text beigegeben sind mehrere Reproduktionen von Keilschrifttexten sowie eine Karte, die ungefähr das enthält, was jeder, der sich mit dem Alten Orient befasst, im Kopf haben dürfte. Sie hätte also ebenso gut weggelassen werden können. Dabei hätte die Beilage einer Karte, die wenigstens die modernen Toponyme lokalisiert hätte, die Benutzung des inhaltsschweren Buches sehr erleichtert. Die moderne Strassenkarte, auf die der Leser verwiesen wird, bietet kaum genügenden Ersatz.

Peter Frei

Walther Hinz, *Altiranische Funde und Forschungen*. Mit Beiträgen von Rykle Borger und Gerd Gropp. 275 S. 157 Taf. Berlin, De Gruyter, 1969.

Die Iranistik befindet sich in einer Periode grosser Bewegung, die zum Teil durch neue Funde bewirkt wurde, zum Teil aus der fortschreitenden Klärung lang anstehender Probleme hervorgegangen ist. Beide Triebfedern bestimmen auch das vorliegende Werk des bekannten deutschen Iranisten, in welchem er vor allem Ergebnisse zweier Forschungsaufenthalte in Iran vorlegt.

Im ersten Kapitel präsentiert Hinz eine altelamische Silbervase, die 1966 bei Persepolis gefunden wurde. Ihre Echtheit ist nicht unumstritten, findet aber eine Stütze in der elamischen Strichinschrift, die sie trägt, und die nach Hinz nicht das Werk eines Fälschers sein kann. Das Argument besitzt Gewicht, zumal Hinz einer der ersten Kenner dieser Materie ist. War es ihm doch 1961 gelungen, diese Schriftart, deren Zeugnisse aus dem 23. Jahr-

hundert v. Chr. stammen, im wesentlichen richtig zu entziffern. Angesichts des sehr knappen Textbestandes sind allerdings noch viele Fragen offen. Daher ist es denn sehr verdienstvoll, dass Hinz eine Edition aller bisher bekannten Inschriften anschliesst, die mit Photographie, Umzeichnung, Transliteration und (von vorneherein nicht immer einleuchtender) Übersetzung dargeboten werden. Damit ist jedem Interessierten die Mitarbeit auf dem Gebiet sehr erleichtert, wenn nicht überhaupt erst ermöglicht worden.

Der bedeutendste Beitrag zur Achämenidenzeit ist die Publikation einer 1967 ebenfalls bei Persepolis zutage geförderten Steintafel mit einer Inschrift des Xerxes, die sich als Abschrift der berühmten sog. unteren Grabinschrift des Dareios von Naqsh-i-Rustam erwies. Der Fund ist deshalb wichtig, weil er es erlaubt, den teilweise schlecht erhaltenen Text der Dareiosinschrift zu verbessern. Hinz gibt denn in der Folge auch eine Neuedition dieses für die Herrschaftsauffassung der Achämenidenkönige belangreichen Dokuments, zu der R. Borger die Bearbeitung der babylonischen Version beigesteuert hat.

Zwei weitere Aufsätze zur gleichen Epoche interpretieren die Reliefs, vor allem diejenigen von Persepolis. Im ersten versucht Hinz in Hofzeremoniell, Tracht und Bewaffnung medische und elamische Elemente zu scheiden, also die Einflüsse der Völker, die in vorhistorischer Zeit am stärksten auf die Perser eingewirkt haben müssen, genauer zu bestimmen. Der zweite beschäftigt sich mit den Darstellungen der Reichsvölker, wobei es darum geht, die einzelnen Gestalten bestimmten Völkern zuzuweisen. Einiges überzeugt dabei sehr (so die Neubestimmung des Lyders), manches muss aber nach wie vor offen bleiben.

Der ganze Rest des Bandes gilt den Sasaniden, vor allem deren Felsenreliefs, die ja eine wichtige Quelle zur Geschichte der Dynastie und ihrer Zeit bilden.

Zunächst werden sämtliche bekannten Reliefs des Reichsgründers Ardashir in photographischen Aufnahmen vorgestellt und ausführlich diskutiert, die erste Dokumentation dieser Art. Es folgen Aufnahmen des Reliefs von Darab (halbwegs zwischen Shiraz und Bandar-Abbas), das ebenfalls erstmals in dieser Vollständigkeit erfasst wird. Hinz will es mit anderen trotz gewissen Schwierigkeiten Shapuhr I. zuweisen. Es verherrlicht die Siege eines sasanidischen Herrschers, wofern es sich bei diesem um Shapuhr handelt, über die Römer. Das gibt Anlass, in einem weiteren Kapitel auf die römischen Kaisergestalten der Shapuhr-Reliefs überhaupt einzugehen. Dabei kommt Hinz zu dem Schluss, der unter dem Pferd des Sasaniden tot daliegende Kaiser sei Gordian III. – was heute von vielen angenommen wird –, der vor dem Pferd kniende Valerian, der stehende, dem Shapuhr die Hand auf das Haupt legt oder den er an der Hand fasst, Philippus Arabs, mit dem Shapuhr einen für die Römer schmachvollen Frieden geschlossen. Zwingend ist dies nicht zu beweisen.

Einen wirklichen Fortschritt bringt das Kapitel über Karder, den Grossmagier, der in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts eine wichtige Rolle in der sasanidischen Innenpolitik spielte. Hinz vermag nämlich, das 'Wappen' des Mannes, ein Emblem, das auf Kleidungsstücken oder Waffen angebracht ist, nachzuweisen (er deutet das Zeichen als Schere, was nicht ohne weiteres plausibel ist, und die Annahme, diese bezeichne symbolisch die 'Entscheidungsbefugnis' des Grossrichters, dürfte auf jeden Fall eine anachronistische Deutung sein). Damit ist ein Kriterium gefunden, das es erlaubt, bisher unerkannte Darstellungen dieser Persönlichkeit mit Sicherheit zu identifizieren, und dies wiederum ermöglicht es, eine Reihe weiterer Persönlichkeiten zu erkennen und so unser Wissen um sasanidische Prosopographie und sasanidische Geschichte überhaupt zu vertiefen.

Zum Schluss folgen einige neu entdeckte sasanidische Inschriften, die Gerd Gropp in Photographien vorführt und bespricht.

Der Band ist mit technisch hervorragenden photographischen Aufnahmen reich ausgestattet und wird deshalb bis zum Erscheinen eines Corpus der Achämenideninschriften und der sasanidischen Felsdenkmäler, d.h. vermutlich auf sehr lange Zeit hinaus, dokumentarische Bedeutung behalten. Was die Interpretationen betrifft, so wird man nicht verkennen, dass in ihnen der Hypothese weiter Raum gegeben ist. Dennoch bringen die Ausführungen von Hinz in jeder Hinsicht eine Förderung unserer Kenntnisse von iranischer Kultur und Geschichte. Man hat ihm für die Arbeit dankbar zu sein.

Peter Frei

Michael Hahn, *Lehrbuch der klassischen tibetischen Schriftsprache*. Mit Lesestücken und Glossar, Hamburg (Selbstverlag) 1971. 354 S. Photodruck in 300 Exemplaren.

Das Ideal einer Grammatik ist die Möglichkeit, sich mit ihrer Hilfe auch im Selbstunterricht die Sprache so aneignen zu können, dass zugleich ihr Aufbau begriffen wird, d.h. das Lehrbuch soll praktisch und wissenschaftlich sein.

Die Darlegungen des Verfassers, insbesondere zu den Problemen von Struktur und Funktion sind eindeutig. Die in Verbindung damit unternommenen Versuche, die Genesis beispielsweise von Formen und Partikeln zu zeigen, führen zu einem tieferen Verständnis des von unserer Sprache so wesensverschiedenen Tibetischen. Dem dienen auch Parallelen aus dem Sanskrit und dem Chinesischen, so etwa der dem Sprachwissenschaftler interessante Vergleich der chinesischen Interrogativbildung mit der Finalpartikel des tibetischen Fragesatzes (S. 41). Hilfreich sind die in einer

tibetischen Grammatik erstmalig den Lektionen angehängten Übungen mit Wörterverzeichnissen, die dem Lernenden eine gewisse Kontrolle des angeeigneten Wissensstoffes ermöglichen.

Besondere Sorgfalt ist der Aussprache gewidmet, da ihre Kenntnis die Richtigstellung von Schreib- und Druckfehlern in Originaltexten erleichtert oder von durchaus zulässigen Varianten unterscheiden lässt. Ob jedoch das befolgte Transkriptionssystem dem durch Wylie verwendeten, gerade für den deutschen Leser leicht verständlichen und vor allem für die Drucklegung recht einfachen wirklich vorzuziehen ist, mag hier dahingestellt bleiben.

Die der Grammatik angehängten Lesestücke mit Glossar sollten wenigstens ein Beispiel für die nicht an indischen Vorbildern orientierte Literatur enthalten, der man bei aller Fertigkeit im Umgang mit Übersetzungsliteratur zunächst meist hilflos gegenübersteht. Durch ein sorgfältiges Register lässt sich das Lehrbuch auch als Nachschlagewerk verwenden.

Wie der Verfasser einfürend selbst sagt, haben wir eine Reihe mehr oder weniger guter Grammatiken des Tibetischen. Die Vorzüge des durch Hahn in der Vorlesungs- und Übungspraxis der Universität erarbeiteten Lehrbuches sind in Hinsicht auf die eingangs angedeuteten Kriterien so hervorragend, dass man dieses allen bisherigen tibetischen Grammatiken vorziehen wird. Eine Drucklegung zum Zwecke einer grösseren Verbreitung, gegebenenfalls auch eine englische Übersetzung, sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Siegbert Hummel

Hōgen Monogatari, Tale of the Disorder in Hōgen. Transl. with annotations and an essay by William R. Wilson, *Monumenta Nipponica Monograph*, Sophia University, Tokyo 1971, 176 p.

Keine Epoche der japanischen Geschichte hat die Phantasie der Japaner bis auf den heutigen Tag so beschäftigt wie die rund 50 Jahre zwischen 1150 und 1200, als die beiden Kriegersippen der Taira (Heike) und Minamoto (Genji) einander die Vorherrschaft streitig machten. Dieses Interesse ist nicht nur den unerbittlichen, landesweit ausgetragenen Kämpfen nach einer sehr langen Zeit relativer Ruhe zuzuschreiben, sondern wohl vor allem der Tatsache, dass mit diesen Kriegen zugleich eine soziale Umwälzung einherging, wobei die Macht von der Adelschicht auf den bis dahin subalternen, nicht einmal hoffähigen Kriegerstand überging. Diese Vorgänge fanden ihren literarischen Niederschlag in einer Reihe von Kriegsepen (*gunkimonogatari*), in welchen sich der historische Bericht in undurchdringlicher Weise mit episch ausschmückenden, legendenhaften, oft sogar phantastisch-märchenhaften Elementen verbindet. Die späteren Zeiten überlieferten diese Werke in

oft sehr voneinander abweichenden Fassungen, und unzählige Neuschöpfungen griffen stofflich auf die Kriegsepen zurück. Deshalb ist man für jede Übersetzung, die einen dieser wichtigen Quellentexte leichter zugänglich macht, dankbar.

Weitaus am berühmtesten ist das *Heike monogatari*, das die Zeit von 1180–85 behandelt. Aber auch das hier angezeigte *Hōgen monogatari* fand grosse Verbreitung. Es stellt die Ereignisse des Jahres 1156 dar, des ersten Jahres der Periode Hōgen, nach der das Werk betitelt ist. Im Zentrum steht der Recke Minamoto no Tametomo (ähnlich wie Yoshitsune im *Heike monogatari*).

Die Übertragung erweist sich als genaue, solide Arbeit. Unter den verschiedenen Fassungen hat sich der Übersetzer für die späte gedruckte Fassung, das sogenannte *Rufubon*, entschieden, nicht für das literarisch ausgefeilte, höher stehende *Kotohirabon*. Und zwar vor allem deswegen, weil das *Hōgen monogatari* bis in die neuere Zeit nur in dieser Druckfassung verbreitet war und seine Wirkung ausübte.

Neben der kommentierten Übersetzung finden sich in einem Anhang Auszüge aus anderen Werken, die sich auf den Kampf des Jahres 1156 beziehen. Und in einem Essay diskutiert der Übersetzer die verschiedenen Fassungen, die Charakteristika und literarischen Qualitäten des *Hōgen monogatari*, sowie dessen Verhältnis zu den anderen Kriegsepen. Dieser Essay ist sehr aufschlussreich, obwohl er wegen mangelnder Gliederung und oft etwas verschlungener Gedankenführung mühsam zu lesen ist.

Eduard Klopfenstein

Vinaya-viniścaya-Upāli-paripṛcchā. Enquête d'Upāli pour une exégèse de la discipline. Traduit du sanscrit, du tibétain et du chinois, avec introduction, édition critique des fragments sanscrits et de la version tibétaine, notes et glossaire. En appendice: texte et traduction de T 1582, I, et du *Sugata-pañcatimśatstotra* de Mātṛceṭa. Par Pierre Python O. P. Paris, A. Maisonneuve, Jean Maisonneuve, succ., 1973, xxiii + 223 p. (Collection Jean Przyluski, tome V.)

Parmi les 49 *sūtra* qui composent la collection du *Ratnakūṭa*, l'*Upāli-paripṛcchā*, qu'il faut distinguer d'autres textes au titre similaire (p. 5, n. 1), apparaît comme un des plus importants. Il a fait autorité, notamment, dans la branche Prāsaṅgika de l'école Mādhyamika, ainsi qu'on peut le voir aux citations conservées dans la *Prasannapadā* de Candrakīrti, le *Śikṣāsamuccaya* de Śāntideva, la *Bodhicaryāvatārapañjikā* de Prajñākaramati. Un long fragment a d'autre part été publié par Nalinaksha Dutt. Au total, citations et

fragment couvrent environ un tiers de l'ouvrage. On dispose d'une traduction tibétaine, et, en chinois, de deux traductions complètes et de deux traductions partielles.

Ce texte jette une vive lumière sur la conception et la pratique de la discipline dans la Mahāyāna indien en général, et plus particulièrement dans le Prāsaṅgika-Mādhyamika. Il faut donc se féliciter qu'il ait trouvé en la personne du père Python un éditeur, un traducteur, un exégète compétent, nuancé, subtil, objectif.

Le travail d'édition, assez délicat pour un texte conservé en nombreuses versions et fragments divers, a été mené avec beaucoup de sûreté. Une division en paragraphes s'imposait, qui sert de base à une concordance claire et détaillée. Là où le sanscrit est conservé, une mise en page claire et commode le présente en édition synoptique avec la version tibétaine.

L'introduction dégage les principes fondamentaux de la discipline mahāyānique, tels que présentés par le texte lui-même: souci des autres, puissance interne de re-création, engagement à longue portée (p. 10 bas). L'*Upāli-paripṛcchā* accorde à l'évacuation de l'orgueil (*māna* en général, *adhimāna* dans le texte) une importance rarement soulignée avec autant de vigueur dans la littérature bouddhique (p. 15–17). Mais surtout, et c'est là le trait le plus frappant, elle présente une discipline à deux niveaux, entre lesquels la rupture est si forte qu'elle a pu faire douter de l'unité de l'ouvrage; mais M. Python montre bien qu'il n'y a là que l'application à la moralité et à la discipline de l'attitude fondamentale du Mahāyāna, et notamment de la doctrine des deux vérités. La discipline qui doit être observée en vérité d'enveloppement se transmue en énoncés métaphysiques vacuitaires au niveau de la vérité absolue. Elle débouche dans l' "inconcevabilité", dans une "morale de l'absurde" (p. 17) qui annule la discipline pratique, mais qui, selon la démarche constante du Mahāyāna, la présuppose en vérité d'enveloppement: "il faut pratiquer les vertus illusoire pour accéder à la pleine réalisation de leur caractère illusoire" (p. 17).

L'ouvrage trouve son couronnement dans une traduction française de belle qualité, où la phrase épouse avec souplesse et limpidité les articulations subtiles de la syntaxe tibétaine. Le problème des équivalents français de la terminologie bouddhique, sanscrite, tibétaine ou chinoise, a été heureusement résolu; le résultat est consigné dans un important index quadrilingue en fin d'ouvrage. On sent, derrière les vocables harmonieux et justes choisis par l'auteur, un long travail de réflexion et de méditation; mieux encore, le sentiment et l'expérience de la vie spirituelle.

Deux appendices suivent la traduction. Dans le premier, M. Python met en français le premier chapitre (*pin*) de *Taishō Daizōkyō* 1582, qui représente une des deux traductions chinoises partielles de l'*Upāli-paripṛcchā*: "traduction lâche et fantaisiste", mais dont il convenait de

s'occuper pour être complet. L'auteur a pris soin de faire figurer dans son ouvrage (p. 67–79, 138–140) les facsimilés, suffisamment lisibles, des quatre versions chinoises.

Le deuxième appendice est consacré à l' "Hymne aux 35 Sugata" de Mātr̥ceṭa. On retrouve en effet dans cet hymne une liste de 35 "Buddha de la Confession" qui figure au début de l'*Upāli-paripṛcchā*: ce qui montre que cette liste n'est pas exclusivement mahāyāniste (p. 156). M. Python donne la version tibétaine de l'hymne, seule conservée, et une traduction française; il les avait déjà fait paraître dans les *Mélanges Lalou*¹. Il faut signaler un lapsus: le 7^e et dernier des 7 Tathāgata du passé, Śākyamuni, figure bel et bien dans la liste des 35, dont il est le premier (p. 100 n. 5, cf. *Mélanges Lalou*, p. 402).

On peut regretter qu'un ouvrage de cette qualité, sur un texte de cette importance, soit déparé par de nombreuses fautes d'impression. Les épreuves ne paraissent pas avoir été lues avec tout le soin requis. Bien que copieuse, la liste d'errata ajoutée par l'auteur n'est nullement exhaustive, notamment pour les textes tibétains et l'index.

Mais ce défaut mineur compte peu en face du mérite qu'assurent à l'ouvrage non seulement ses qualités intrinsèques, mais aussi la place qu'il prend parmi les publications récentes. Tout d'abord, il montre que la collection dans laquelle il paraît, même si elle compte peu de titres, demeure bien vivante. Ensuite, il reprend l'entreprise, amorcée par M. Constantin Regamey et presque aussitôt arrêtée par la guerre, de publier les *sūtra* cours du *Ratnakūṭa*. M. Alex Wayman, pour sa part, a traduit une autre des pièces maîtresses de ce recueil, le *Śrīmālā-devī-siṃhanāda-sūtra*²; et l'édition et la traduction d'un autre *sūtra*, plus étendu et moins connu, le *Maitreya-mahāsiṃhanāda-sūtra*, sont en préparation sous la direction du soussigné. Enfin le travail de M. Python est le plus important témoin récent du développement que prennent en Suisse, grâce à l'impulsion donnée par M. Regamey, les études indiennes et bouddhiques.

Jacques May

¹ *Études tibétaines dédiées à la mémoire de Marcelle Lalou*. Paris, A. Maisonneuve, 1971, p. 402–410.

² *The Lion's Roar of Queen Śrīmālā*. A Buddhist Scripture on the Tathāgatagarbha Theory. Translated, with Introduction and Notes, by Alex Wayman and Hideko Wayman. New York and London, Columbia University Press 1974. (Translations from the Oriental Classics.)

Eta Harich-Schneider, *A History of Japanese Music*. Mit zahlreichen Abbildungen und 3 Schallplatten in Kasette. Oxford University Press, London 1973, 720 S.

Eta Harich-Schneider war während und nach dem 2. Weltkrieg Instruktoren für abendländische Musik am kaiserlichen Hof von Japan, und ihr enger Kontakt mit dem Hoforchester und der ihm anvertrauten Gagaku-Musik führte zu einem, von der Autorin in verschiedenen Publikationen bereits bezeugten, besonderen Interesse an dieser in der Heian-Zeit zur Hochblüte gelangten Musik. Dieser Hauptinteressenbereich gibt ihrem Buch "A History of Japanese Music" sein Gepräge: Von den etwa 600 Seiten Text ist rund 1/3 der Heian-Zeit, und vor allem Gagaku, gewidmet. Zur Abhandlung von Gagaku in der Heian-Zeit kommen noch ausgedehnte Kapitel zur Geschichte dieser Musik in den vorangehenden und nachfolgenden Perioden, ebenso wie zum Schicksal von Gagaku seit der Meiji-Restauration, hinzu.

Die eingehende Auseinandersetzung mit Gagaku verleiht einer Musikgattung, von der wohl kaum gesagt werden kann, sie stehe im Zentrum der heute noch überlieferten und bekannten sog. "traditionellen japanischen Musik", besonderes Gewicht. An sich ist diese Gewichtung der Autorin gutes Recht. Leider besteht nun aber ein ausgesprochener Kontrast zwischen dem zahlreiche Quellen beschreibenden und sehr viele Einzelheiten aufzählenden Teil über Gagaku, und andererseits einer unsorgfältigen, die vorhandenen Quellen weitgehend unberücksichtigt lassenden Behandlung eines grossen Teils der anderen Musikgattungen: So werden Shakuhachi-, Biwa-, Shamisen- und Kotomusik, ebenso wie Bunraku und Kabuki in der Tokugawa-Zeit auf insgesamt bloss 20 Seiten abgetan.

Neben Gagaku schenkt Eta Harich-Schneider der buddhistischen und shintoistischen Musik, Shōmyō und Kagura, grössere Aufmerksamkeit: Aufgrund persönlicher Erfahrung beim Erlernen von Shōmyō vermag die Autorin uns einen Einblick zu vermitteln in dessen Entstehung, Entwicklung und Überlieferungsweise, und in wichtige Quellen dieser Tradition, vor allem aus der Kamakura- und Muromachi-Zeit.

Ausführlich ist die Autorin schliesslich auch der Frage nach der Verbreitung der abendländischen Musik in Japan zur Zeit der Missionierung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nachgegangen. Die vorgestellten italienischen und portugiesischen Quellen zeigen uns, dass die abendländische Musik, Gesang, Orgel- und Cembalospiel, Musik für Streichinstrumente u.a.m., in Japan erstaunliche Verbreitung gefunden haben muss. Eta Harich-Schneider gibt uns auch einen sehr interessanten Einblick in die zeitgenössische Beurteilung der jeweils anderen Musikkultur durch Auszüge aus Berichten von Missionaren, sowie aus einem von den Missionaren umgearbeiteten Tagebuch dreier japanischer Gesandten nach Rom. Da in

Arbeiten über die Geschichte der Musik Japans die europäische Musik im Japan des 16. Jahrhunderts oft übergangen wird, halte ich die diesbezüglichen 41 Seiten für besonders wertvoll.

Neben den erwähnten Hauptakzenten finden wir in der Arbeit Eta Harich-Schneiders noch einige kürzere Kapitel zur Prähistorie, zum Nô, und zur Wiedereinführung der abendländischen Musik in der Meiji-Zeit.

Beim vorliegenden Buch von Eta Harich-Schneider handelt es sich im Prinzip um eine Arbeit, die die Quellen selber zur Sprache kommen lassen will. Somit steht und fällt deren Wert mit dem Geschick der Autorin bei der Auswahl und Präsentation dieser Quellen. Dass die Auswahl unbalanciert ist, ist bereits erwähnt worden. Es ist nun aber bedauerlich festzustellen, dass Eta Harich-Schneider in Bezug auf die Präsentation ihrer Aufgabe wohl kaum gerecht geworden ist. Musikalische Quellen sind immer, auch für Leute, die mit dem sonstigen Schrifttum einer Zeit und Kultur vertraut sind, relativ schwierig zu verstehen. Statt nun dem Leser aber eine sorgfältige Besprechung der Quellen vorzulegen und ihm beim Überblick über diese alten Dokumente und bei der Fülle von Namen und Termini *technici* eine hilfreiche Hand zu bieten, wirft ihm die Autorin eine Unmenge von Material, an einigen Stellen sogar im Telegrammstil, an den Kopf. Ein Beispiel (S. 195) soll genügen (es handelt sich um die Beschreibung eines in einem Flötenbuch aus dem 10. Jahrhundert enthaltenen Stückes): “Ryûkwa-en: 20 sections. There exists a vocal part (ei ari). New music. The notation, however, contains only eleven taiko entries, and in consequence only eleven sections. The first two sections are to be repeated. There are twelve long-sustained trills, six half-trills, several *ritenuti*, and two *accelerandi* notated; the phrase endings are marked with great consequence. At the end of the third section is a note: ‘There exist two versions of this phrase’. This remark will occur again frequently.” Was nützen uns nun derart detaillierte Angaben zu einem Ryûkwa-en, über das wir im Verlaufe des Buches so gut wie nichts mehr erfahren? Was nützt es uns, zu wissen, wie viele Triller, *Ritenuti* usw. darin vorkommen, wenn damit gar keine weitere Aussage verbunden ist, und wir das Stück weder in Faksimile noch in Übertragung je zu Gesicht bekommen?

Die Autorin geht kaum je auf den *Aussagewert* der einzelnen Quellen in Bezug auf ein Verständnis der Geschichte der japanischen Musik ein, doch auch als nicht in den historischen Zusammenhang gestellte *Präsentation* der Quellen selbst ist ihre Arbeit nicht zu gebrauchen: Werden uns Faksimile-Beispiele oder direkte Übertragungen der Quellen gegeben, so fehlt meist jede Erläuterung und Diskussion; werden uns Erläuterung und Diskussion gegeben, so ist uns ihr Nachvollzug mangels Vergleichsmöglichkeit mit der Quelle selbst verwehrt. Das groteskste Beispiel für die Unmöglichkeit des Nachvollzugs und damit des Verständnisses überhaupt ist wohl das Schema S. 265–6.

Es sei mir erlaubt, zur Darstellung von Notenbeispielen in einem Buch, das eine an einen weiteren Leserkreis gerichtete Musikgeschichte sein will, noch besonders Stellung zu beziehen:

1. Notenbeispiele ganz besonders auf dem Gebiete aussereuropäischer Musik können nicht ohne weiteres zum Zwecke der Illustration verwendet werden; eine Klangvorstellung ist meist schwierig. Im Idealfall müsste jedes Beispiel auf einer beigelegten Schallplatte anhörbar sein (die diesem Buch beigelegten Schallplatten enthalten aber durchwegs anderes Material), oder es müsste sich zumindest ein Hinweis auf eine vorhandene und wenn möglich auch erhältliche Aufnahme finden lassen.

2. Zu jeder Übertragung eines Musikstücks in unser Notensystem gehört ein Kommentar, in welchem auch mindestens ausschnittsweise die Übertragungsmethode im Vergleich mit der Quelle mitvollzogen werden kann. Zur Übertragungsmethodik äussert sich die Autorin jedoch kaum, und das Original wird uns nicht gezeigt (eine löbliche Ausnahme bildet die Besprechung des Nô-Stücks "Momijigari", S. 438f.).

3. Bei der Diskussion der Übertragungsmethode gilt es zu bedenken, dass es in Aussereuropa meist keine "fixen Kompositionen" gibt, bei denen der "Urtext" die letzte und einzige Autorität ist, sondern dass dem Ausführenden Freiheiten gelassen werden; also möchte der Leser den Aussagewert der betreffenden Übertragung gerne kennen: wird zum Beispiel das übertragene Stück immer so gespielt oder nicht?

4. Zu Notenbeispielen, die einen ganz besonderen Sachverhalt aufzeigen wollen, gehört eine Diskussion, gegebenenfalls Takt für Takt oder Ton für Ton, darüber, was nun die Beispiele genau aussagen wollen; dies gilt wiederum ganz besonders im Falle schwer vorstellbarer, aussereuropäischer Musik. Die Autorin überlässt aber meist den Leser völlig sich selbst (besonders auffällig in den Beispielpaaren S. 220/1, S. 290/1, S. 437, u.a.m.). Es genügt nicht, einfach zu bemerken: "the following example will show the strange effect of the shifted accents" (S. 223–4); was heisst "strange"? Wo sind genau diese "strange effects"?

5. Schliesslich müssen übertragene Stücke, gerade weil sie ja oft relativ viel (wertvollen) Raum beanspruchen, sehr sorgfältig und systematisch ausgewählt werden; dies ist in "A History of Japanese Music" leider auch nicht getan worden. Abgesehen davon, dass es zum Beispiel keine einzige Übertragung aus dem Bereich der Shamisenmusik gibt, ist das Auswahlprinzip für Notenbeispiele oft sehr merkwürdig: So werden S. 402–3 zwei Stücke übertragen, um aufzuzeigen, dass *keine* Ähnlichkeit zwischen ihnen besteht, d.h. diese Beispiele sind für den durchschnittlichen Leser völlig unverständlich und wenden sich an Eingeweihte, die das Gegenteil behauptet haben. Inwiefern illustriert endlich ein Notenbeispiel ein altes Komagaku-Stück, wenn die Autorin selber – aber ohne Angabe des Grundes – bemerkt:

“the surviving melody [aus der Meiji-Zeit] looks like a substitution for the original [vielleicht 4./5. Jhdt.] which is probably lost” (S. 30–31)?

“A History of Japanese Music” besitzt einen über 100-seitigen Anhang mit einem Index, einer Liste von Schriftzeichen, einer Quellenbibliographie und einer Bibliographie von Sekundärliteratur. Bei letzterer, überschrieben mit “selected (nach welchem Prinzip?) books and articles”, ist das Fehlen vieler wichtiger Beiträge, beispielsweise von Kishibe Shigeo oder Tanabe Hisao, auffallend.

Dem Buch beigegeben sind drei kleine Schallplatten. Ihre Funktion liegt, wie erwähnt, nicht darin, dem Leser die Notenbeispiele “vor Ohren” zu führen, oder die bekannten und typischen Gattungen japanischer Musik zu illustrieren. Ein Verdienst kommt ihnen aber dennoch zu: Sie enthalten kurze Ausschnitte von sonst nicht oder kaum auf Platten zugänglichen, weitgehend unbekanntem Musikformen, beispielsweise von Mandala Hôyô (Zeremonie der Shingon-Sekte auf dem Berg Kôya), von der Kwanzeonji-Glocke (der ältesten Tempelglocke Japans aus dem Jahre 698), vom Mikagura (“esoteric kagura rites which are performed once a year, lasting a whole night, with the emperor as the sole listener”); als Beispiel von Bunraku-Musik wird Bunya-ningyo aus Sado gewählt, dessen Musik durch ihre auffallende Verschiedenheit vom bekannten, “klassischen” Bunraku überrascht.

Ich finde es schade, dass die Arbeit von Eta Harich-Schneider, gesamthaft gesehen, so unbefriedigend wirkt: trotz allen Schwächen lassen sich nämlich, bei sorgfältigem Lesen, eine Menge von interessanten Einzelinformationen finden. Ich muss auch zugestehen, dass es die Autorin verstanden hat, auf den Leser sehr viel von ihrer offensichtlichen Begeisterung für die Entdeckung und Verarbeitung von sehr schwer verständlichen und weitgehend unbekanntem Quellen zu übertragen, und ihn mitfühlen zu lassen, was es heisst, mit der traditionellen japanischen Musik und ihren Musikerpersönlichkeiten in engem Kontakt zu stehen. Ist im Vorausgehenden absichtlich etwas scharf kritisiert worden, so verbirgt sich dahinter nicht zuletzt auch der Wunsch, nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass eine grosse Vertrautheit – und eine solche besitzt Eta Harich-Schneider unzweifelhaft – mit einer sehr fremden, schwierigen Materie wie der japanischen Musik und ihren für den westlichen Leser so gut wie absolut unzugänglichen Quellen zwar einerseits interessante, in der Regel auch immer originelle und überraschende Einsichten ermöglicht, andererseits aber den Autor oft vergessen lässt auf welcher vergleichsweise niedriger Stufe der durchschnittliche Leser gerade eines Werkes mit dem Titel “A History of Japanese Music” steht, wie sehr er auf jede nur erdenkliche Hilfe angewiesen ist, und wie sehr schon die minimste Undeutlichkeit und das Auslassen manchmal nur einer kurzen Anmerkung den Nicht-Eingeweihten zu verwirren vermag.

Peter Ackermann

Cornelia Töpelmann, *Shan-Ko von Feng Men-lung*. Eine Volksliedersammlung aus der Ming-Zeit. *Münchener Ostasiatische Studien*, Bd. 9, Wiesbaden 1973, 491 S.

Volkslieder, oder allgemeiner, Dichtung der nichtherrschenden Schichten in China sind ein bisher nicht oft bearbeitetes Gebiet in der Sinologie. Ihre besondere Wichtigkeit liegt darin, dass wir durch diese Gattungen einen direkten Anhaltspunkt über die Situation des grösseren Teils der Bevölkerung finden können.

In der vorliegenden Arbeit wird eine wichtige Volksliedersammlung, das *T'ung-ch'ih erh-nung shan-ko*, von Feng Men-lung aus der Ming-Zeit in einer kommentierten Übersetzung einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die *shan-ko* (wörtlich: Berglieder – die Verfasserin schlägt als adäquate Übersetzung "Hirtenlieder" vor) sind Volksdichtungen, die lange Zeit in China aufgrund einer vornehmlich inhaltlichen Bewertung als Nicht-Dichtung betrachtet wurden. So sagt Feng selbst: "Was die Gefühle des Volkes wiedergibt, darf nicht in die Dichtung eingehen und wird daher zur Unterscheidung *shan-ko* genannt." (S. 28 und 69.) Feng versucht weiter in der Einleitung zu seiner *shan-ko*-Sammlung diese Ansichten zu korrigieren, indem er diese Dichtungen in die Tradition des in Teilen von den konfuzianischen Moralvorstellungen abweichenden *shih-ching* (Buch der Lieder) stellt.

Dieser Liedertyp wird ursprünglich durch zwei Mythen auf Arbeitslieder zurückgeführt, aber in der Ming-Zeit werden vor allem Lieder von Liebschaften darunter verstanden. Die hier bearbeiteten 259 Lieder stammen zum überwiegenden Teil aus dem Süden Chinas, aus Suchow. Die Bevölkerungsgruppen, denen diese Dichtungen entstammen, sind hauptsächlich Fischer, Bootsleute und Prostituierte, vor allem die sogenannten Singmädchen.

Diese enge Affinität der Dichtungen zu Kreisen der Singmädchen wird aus der Biographie Feng Men-lungs zu erklären versucht. Feng, dessen wahrscheinliche Lebensdaten 1574–1646 sind, stammt aus Suchow, im heutigen Kiangsu. Erst in relativ hohem Alter erhält er einen Verwaltungsposten (1634–1638). Politisch versuchte er in seinen letzten Lebensjahren die zerfallende Ming-Dynastie vor dem Untergang zu bewahren. Neben seinen Liedersammlungen sind vor allem seine vorzüglichen Novellensammlungen zu erwähnen. Sein privater Lebenswandel, über den die Sammlung *T'ai-hsia-hsin-tsou* berichtet, ist gekennzeichnet durch häufige Bordellbesuche und insbesondere durch seine unglückliche Liebschaft zu dem Singmädchen Hou Hui-ch'ing. Er kann also, so suggeriert die Verfasserin, als ein intimer Kenner der Lieder aus diesem Kreis gelten.

Die Übersetzung wird durch eine Analyse der Liedformen, der Sprachgestalt und der Lautsymbolik eingeleitet. Einen grösseren Raum nehmen die Motivbestimmungen ein, in denen sich auch einige Ansätze zur Erfassung der soziologischen Situation zeigen. Relativ knapp fällt der Versuch der Analyse der Volkslieder in der modernen Zeit aus. Hier hätte man etwas breitere Ausführungen über die Funktion der Volkslieder bei der Propagierung der Revolution vor und nach 1949 erwartet.

Die Aufgabe, die sich die Verfasserin stellt, "eine Volksliedgruppe innerhalb ihrer soziologischen und literarischen Situation darzustellen" (S. 1), scheint mir für den literarischen Teil gelungen, wenn man dafür die Definition "Sprache-Struktur-Thematik" anzunehmen bereit ist. Die soziologische Situation dagegen – auch wenn sie als "Kultur, Ideenwelt und Normenkodex der sozialen Gemeinschaft" verstanden wird – wird ziemlich indirekt und pauschal bearbeitet. Hier hätte ich zum mindesten auch die Stellung der Volkslieder als "Ventilfunktion" oder eine sozialpsychologische Analyse erhofft.

Das Buch ist eine lesenswerte und gute Übersetzung eines relativ wenig beachteten Schrifttums, es ist ein guter Ausgangspunkt für weitere, auch vergleichende Arbeiten. Es erlaubt uns insbesondere einen tieferen Einblick in das Leben der Bevölkerung aus dieser Zeit.

Rolf Homann